

# Vorfrühling im Wiener Armenbezirk.

0304

~~Die Feldmarken~~

Auch da draußen, in den Gassen der Armen, kam ein erster Frühlingstag. Nicht, daß die Sonne warm und schön gescheitert hätte. Der Regen hatte aufgehört, und die Luft war klar, und überall hörte man Singvögel. Aber wie weit war es noch von der richtigen Lenzzeit. Der Wind hat noch etwas Eifiges vom letzten Schnee, und doch sind die Knospen an den Sträuchern alle schon da. Aber es ist und bleibt kalt und windig und aus blauer Himmel und Hoffnung wagt sich hervor.

Draußen in Döbling, wo die Paläste und Bäder der Reichen aufhören, die Grasplätze und kleinen Steinbrüche beginnen, liegt die Armut.

Jeder Bezirk in Wien hat seine Armegegenden. Sogar in den feinsten und vornehmsten Bezirken sieht man plötzlich, mitten aus balkongeschmückten Villenreihen kommend — verirrt man sich plötzlich in Gassen, wo die Not und der nackte Jammer des Daseins aus schmutzigen Fenstern schauen. Noch mit dem angenehmen Gefühl, das ein freundlicher Anblick gepflegter Häuserfronten gewährt, weiße Spitzen Gardinen, reizende Blumen in Töpfen — sieht man plötzlich die bekannten Bilder grau in grau, die verängstigten Gesichter der Weiber und Kinder, Hilfesuchende Blicke von allen Seiten, wie bei Menschen mit Lusthunger. Ja, ja: diese Bilder sterben nicht aus, im Gegenteil, sie vermehren sich in unheimlicher Weise. Sie beschränken sich nicht auf Häuser und Gassen, sondern es scheint, als wäre die ganze Stadt ein Armenhaus geworden. Das ist freilich nur Täuschung. Es ist eine Halluzination. Aber was soll man sagen, wenn man in eine Gegend kommt, wo gute Luft ist, wo nicht so atembeklemmend eng ein Haus an das andere gepreßt ist, wo es den Anschein hat, als wenn Raum und Freiheit für die Menschen da wären. Aber auch das ist Täuschung. Die großen, grünen Plätze der Türkenchanze, die freie Luft, die vom Wienerwald herkommt, können auch nicht ein Herz, das vor Entbehrung verdoort ist, heilen und erquicken. Wohl hört man beim abendlichen, nachdenklichen Spaziergang die Lerchen und Amseln hoch in den Lüften singen, wohl ist der Himmel herrlich in dem roten und gelben Schein der untergehenden Sonne anzusehen: aber was sagt dies alles einem müden Arbeitsweibe, das vom Tagewerk heimkehrt zu seinen Kindern mit leeren Händen. Wohl hört man ein Waldhorn über die Wiesen her, und es ist traumhaft schön in dieser Abendstunde zu wandern, begleitet von der alten Weise. Aber was sagt es dem Herzen einer armen Mutter, die nicht aus weiß noch ein. Im Gegenteil, die traurige Melodie weckt nur eine Verzweiflung, die sonst stumpf schläft.

In allen diesen Gassen wimmelt es von Kindern. Von Jahr zu Jahr werden sie blässer und dünner. Wie Märchenfiguren sehen sie aus, wie unwirklich. Kinder denkt man sich rosig und gesund und nicht krank und schwach. Ja, ja: sie spielen wie jedes Jahr alle möglichen Spiele; alte und neue. Sie gehen auch im Reigen und singen aus schwacher Brust:

Es lebt ein König an dem Rhetz,  
Der hat drei blinde Töchterlein!

Alle haben die Ueberkleider abgeworfen; es wird ihnen warm beim Spielen. Die Holzschuhe klappern. Viele sind ohne Schuhe, mit den bloßen Füßen der Straßenkinder; sie zittern, blau vor Kälte. Der Frühling ist heuer unfreundlich gegen die kleine Schar. Es trieb sie aus den kalten Wohnungen, weil es doch schon Ende März war — aber siehe, auch auf der Straße

ist keine Wärme und keine Sonne. Die Beibrümlinchen und die Beilichen und Primeln kommen unverdorren hervor — und obwohl es vergleichsweise heißt: jehet die Sillen auf dem Felde, so muß doch gesagt sein, daß Kinder nicht wie Blumen sind: ganz ohne Sonne und ohne Wärme und ohne allem anderen können sie nicht leben; sie bekommen Lungenstippenlatare. Das heißt: die Aerzte sagen Lungenstippenlatare und denken sich ihr Teil dabei; in das große Buch, in dieses große Schulbuch schreiben sie ein: Tuberkulose. Ein Wort wie ein anderes. Ein Begriff der Forderung, der Belehrbarkeit, der Wissenschaft, ein kaltes Doktorwort, aber für die, dies angeht, für die blassen Kinder der Krüm, die im Reigen gehen, mit lieblichen Stimmchen singen, für die bedeutet es ein Todesurteil ohne Gnade! Warum? Was haben sie getan? Was ist ihre Schuld? Wofür müssen sie büßen?

Eine Mutter kommt von der Bedienung nach Hause. Ihr Gesicht ist grau wie Asche; schwer schleppt sie ihre Füße. Vor dem Haustor kehren ihre drei Kinder; das Zweieinhalbjährige ohne Strümpfe, mit ganz zerrißnen Schuhschalen. Es weint und ist fast unkenntlich, wie es sich den Schmutz in die Augen schmiert. Die Mutter nimmt es auf dem Arm. In der Früh, um 6 Uhr, ging sie fort; den ganzen Tag waren die Kinder allein. Mittags hatten sie sich aus der Ausprägung Obirgemüse geholt.

Die Mutter trägt das Kind in die finstere und kalte Wohnung hinauf; ihre zwei kleinen Jungen laufen unterdessen in das Grinzinger Baradenhospital um ein bißchen Essen.

In der finsternen Stube sitzt die Mutter und ruht solange aus, bis die Buben zurückkommen. Das kleine Kind ist auf ihrem Arm eingeschlossen. Sie legt es auf das Bett. Wie müde sie ist. Und den heutigen Verdienst von acht Kronen legt sie in eine Pappschachtel zu dem übrigen Geld — es sind schon bald fünfzig Kronen. Was damit beginnen? Sie weiß es nicht. Aber ein Kilo Mehl davon zu kaufen wagt sie doch nicht.

Die großen elektrischen Vogenlampen um die Grinziger Baraden beleuchten ein seltsames Bild. Hier am Boden haßt ein Lager von Kindern; mit ihren Kochgeschirren in den Händen sitzen und liegen sie herum und warten geduldig, bis an jedes die Reihe kommt.

Der Volkwehmann läßt sie alle in die Küche, solange noch was da ist und jeder bekommt einen großen Schöpfer Kraut oder Rüben, oder Obirgemüse; das dürfen sie sich nach Hause tragen.

Bierzehnhundert kranke Soldaten liegen noch in den Baraden. Manche noch schwer Leidenden können nicht das Kraut essen und so kommt mehr auf die Kinder.

Dem nachdenklichen Spaziergänger auf dem Heimweg ist es, als müßte er unter freiem Himmel die Hände ringen in Qual und Entsetzen über das, was er gesehen, an einem Vorfrühlingstag. Also könnte er nicht mehr Ruhe finden, solange es Kugelose gab.